

Die Einschläge kommen näher, das Kaliber wird größer. Vor zehn Jahren provozierte es Widerspruch, als in Otfried Preußlers „Die kleine Hexe“ Ausdrücke geändert wurden, die man gerade anfing, als politisch unkorrekt aufzufassen. Vor einem Jahr begann die Disney-Tochter Egmont mitten in der zwanzigbändigen „Edition“ der Donald-Duck-Comics von Carl Barks Texte umzuschreiben, zaghaft zunächst, dann massiv, nach erheblichem Echo in Presse und Fanszene reduziert, aber kompromisslos, insofern ethnische Vokabeln („Indianer“ et cetera) gegen scheinbar unverfängliche ausgetauscht, aber auch religiöse Referenzen und typische Ausdrücke der gefeierten Übersetzerin Erika Fuchs getilgt wurden. Ältere lieben diese Texte in genau der seit Kindertagen vertrauten Form (emotionales Argument), und das Ändern, auch in bester Absicht, widerspricht dem Prinzip „Edition“, mit dem erworben wird (formales Argument). Das Urheber-Duo Barks/Fuchs ist tot, die Rechte liegen beim Verlag, die Standpunkte sind ausgetauscht, und Egmont verfolgt den eingeschlagenen Pfad weiter, oft ohne nachvollziehbare Logik. Wir haben also eine abgeschlossene, dank des wohlfeilen Formats verbreitete Barks-Serie, die von Band 10 an „Neusprech“ pflegt (wer Orwell zitiert, ist verdächtig), deren Cover von Band 15 bis 19 so ehrlich wie absurd warben: „Mit überarbeiteter Version der Originalübersetzung von Dr. Erika Fuchs“.

Nun aber zieht diese *policy* weitere Kreise: Schien noch vor einem Jahr unter den Optionen „zugunsten kindlicher und sensibler Leserschaft umschreiben“, „mündiges historisches Lesen einfordern“ oder „nicht mehr drucken“ Letztere unwahrscheinlich, so wird die Extremlösung gerade Realität. Der Rechtemonopolist Disney trennt sich von ganzen Geschichten mit der Folge, dass „Editionen“ unvollständig werden, und nicht nur von Comics, auch von Filmen, ja von Figuren (F.A.Z. vom 28. Februar). Unbestreitbar haben ganze Cluster an disneyeigener Tradition rassistische Wurzeln. Wenn also nun eine schwarze Zombiekarikatur zur Elimination einer berühmten Duck-Story führt (in sich begreiflich), kann das wiederum nur der Anfang einer Welle sein, die nicht viel übrig lässt, und die als Adynaton angerissene Perspektive, es könne auch Micky Maus *hinsich* gecancelt werden, scheint nicht mehr undenkbar.

In der Zwischenzeit aber tut sich anderes: Vor zwei Wochen machte international die Modifikation von Roald-Dahl-Geschichten für Jugendliche Skandal, und vor wenigen Tagen ging es um James Bond, denn zum siebzigsten Jubiläum des Buchaufsatzes zur Serie, „Casino Royale“, werden die vierzehn Ian-Fleming-Romane neugedruckt – minus diverse inkrimierte Stellen. Tatsächlich wurden Dahls Jugendbücher wie „Charlie und die Schokoladenfabrik“ im Englischen hundertfach geändert, Wörter wie „dick“ oder „hässlich“ gestrichen, obwohl jeder sich darunter etwas anderes vorstellt und es um rein fiktionale Figuren geht, in „Matilda“ literarische Referenzen ausgetauscht: Conrad und Kipling (Kolonialisten) gegen John Steinbeck und Jane Austen (ein Mann, eine Frau), Salman Rushdie, die amerikanische PEN-Vorsitzende Suzanne Nossel und der britische Premierminister Rishi Sunak übten scharfe Kritik: „Zensur“, „Angriff auf die freie Rede“.

Und James Bond? Passagen werden umgeschrieben, Vokabeln gestrichen oder ausgetauscht, sicherheitshalber Disclaimer formuliert. Dass Ian Fleming zeittypisch, aber auch als persönliches Geschäftsmodell teils rassistisch, vor allem sexistisch schrieb, ist nicht neu. Werden jetzt „Race“-Referenzen oder ein Striptease getilgt mit der Rechtfertigung, Fleming selbst habe 1954 Änderungen für die amerikanische Ausgabe zugestimmt, so entgegnet der Biograph Andrew Lycett im „Independent“, Bond könne auf keine Weise politisch korrekt gemacht werden. Von Belang ist hier nicht das künftige Schicksal des Doppelnull-Agenten in Zeiten von Gender- und Identitätspolitik, sondern das Argument des Verlags, man wolle die Texte – gleichsam rettend – noch einmal fast original drucken, bevor das Copyright erlösche und jeder anstellen könne, was er wolle. Im Raum steht die Drohung, alles Gemeinfreie könne umgeschrieben werden, von Homer – nicht gewaltfrei – bis zu Virginia Woolf – nicht divers genug –, und das wäre keine Dieter-Nuhr-Phantasie, sondern zunächst nur die übliche legale Adaptionskultur, denn erfolgreiche Erzählungen und Charaktere wurden immer schon fortgeschrieben, nahmen neue Eigenschaften an.

Jetzt aber steht die nichtadaptive, eben gar nichts hinzufügende oder wegnehmende Vertrauenskultur auf dem Spiel, in die die Diskurse der Philologie, der Diplomatie, der Jurisprudenz jahrtausendlang investiert haben. Es geht also nicht darum, ob jemand künstlerisch „Don Quijote“ weiterentwickeln darf, erst recht nicht darum, die Kunst früherer Epochen gegen Kritik zu immunisieren, sondern um das Gegenteil: dass eine triftige Auseinandersetzung mit Text, Bild, Comic, Film nur stattfinden kann bei einer verlässlichen Dokumentenbasis, denn so haben wir es gelernt, beschwören und lehren es noch heute. Es geht also darum, wer die Bewahrungsmacht und -verantwortung in Händen hält, kulturelle Repräsentationen in authentischer Gestalt verfügbar zu halten. Sparen wir uns Polemik oder Larmoyanz und fragen schlicht, was da in den westlichen Kulturen passiert.

Bisher galt – vereinfacht – zwischen den Akteuren des literarischen Feldes, zwischen Produktion (Autoren), Distribution (Verlagen), Vermittlung (Wissenschaft) und Verarbeitung (Lesepublikum) eine Art Pakt, der garantierte, dass das Kulturgut idealerweise eine stabile Größe war, selbst wenn

man auf der Kreativseite am eigenen Werk weiter-schraubte und auf der Rezeptionsseite mit dem Produkt unzufrieden war. Dass Texte nicht volatil gedacht waren, auch nicht digitale, liegt am traditionellen Werkbegriff. Auf der einen Seite stehen nun Verlage, die aus berechtigtem materiellen Interesse ohne Shitstorm ihren kulturellen Besitz vermarkten wollen und deshalb am ehesten Kinder- und Jugendliteratur bearbeiten, denn hier ist das Argument wertorientierter Erziehung evident, gegen das das Postulat der Texttreue abfällt. Nur: Für Kinder ist authentisch, was sie zuerst kennenlernen, es mag noch so deformiert sein, und dahinter steht die Textwissenschaft der Erwachsenen gemäß dem Aussterbensprinzip auf verlorenem Posten.

Nach dem Vormarsch über die Comics wird gerade das zweite Schlachtfeld besetzt: die Populärliteratur. Danach werden die noch profitablen Klassiker an der Reihe sein, was wir schon durch die mit Gruselpolemik kolportierten, aber nicht

falschen Episoden aus der angelsächsischen Academia samt Triggeralarm und ausgedünnten Leselisten kennen. Gegenwartsliteratur ist anders gefährdet, da Aushandlungsprozessen unterworfen, bei denen Autoren wenigstens mitreden. Manche Verlage verhalten sich zunehmend widersprüchlich wie vegane Großschlachtereien, was am freien Markt ihr gutes Recht und Risiko ist. Jedoch legen sie ihr Vorgehen erst offen, wenn es ihnen nachgewiesen wird, und auch dann extern zugunsten; gutes Gewissen sieht anders aus.

Wer aber führt die Änderungen durch? Bei Ehapa hatte man den Eindruck, die Sache sei zufällig durch ein paar Praktikantinnen ins Rollen gekommen (man kann nur spekulieren), Dahls Verlag Puffin, zum Giganten Penguin Random House gehörend, engagierte „sensitivity readers“, über deren Qualifikation man gern mehr wüsste. Als Hauptmotiv des *virtue signalling* führt man ins Feld, Texte für jede neue Generation „relevant“ halten zu wollen, wie die „Times“ eine hochrangi-

ge Penguin-Repräsentantin zitiert. Ernsthaft wirbt man damit, der Leserschaft „die Wahl“ anzubieten zwischen der korrekten und der politisch korrekten Version. Und während Puffin verspricht, parallel die „klassischen“ Dahl-Texte anzubieten, verkündet Gallimard, die französischen Übersetzungen blieben unverändert; auch mit dem Selbstverständlichen lässt sich Reklame machen. Schon wird phantasiert, dass der Sammlerwert der eigentlichen Print-Texte (dieser Essentialismus ist in der Philologie kompliziert, hier aber geboten) explodiere; „Fahrenheit 451“ ist ein weiteres häufiges Stichwort, und nicht ohne Grund, denn inzwischen wurde entdeckt („The Times“), dass die Roald-Dahl-Textversionen auf E-Books stillschweigend online ausgetauscht werden. Wer also nicht das physische Buch besitzt, dem verschwindet der Urtext unter den Augen.

Grund genug, dass auf der anderen Seite, in altgewohnter Defensive, die Literaturwissenschaft darauf beharrt, dass man niemals einen Text

Er ist mittlerweile selbst unter Beschuss geraten: Auch James Bond entgeht nicht dem Veränderungsbedarf der aktuellen Wokeness-Welle.

Illustration Mauritius



Versiegeln, verändern, verstecken, verbrennen?

Der Streit um unser Texterbe eskaliert

Von Achim Hölter

ändern dürfe, sondern kommentieren, kritisieren, kontextualisieren müsse, aber doch den, mit Hölderlin zu sprechen, „festen Buchstaben“. Und so herrscht Sprachlosigkeit. Immer mehr Studierende begreifen überhaupt nicht, warum wir, konservativ und wortversessen, dem Projekt der Weltverbesserung nicht das wirklich oder vermeintlich Böse der Texte opfern wollen, und wir Philologen begreifen nicht, wie jemand es für Tugend halten kann, das Material zu manipulieren. Ein Missverständnis zwischen Dokumentcharakter und Gebrauchswert! Sprechend erscheint das völlig geschwundene Verständnis für den Unterschied zwischen „edieren“ und „editieren“, die nichts weniger bedeuten als ihr jeweils genaues Gegenteil: „editieren“, Dokumente zu verändern, „edieren“, sie absolut unverändert zu bewahren. Die Wurzel der Konfusion liegt wohl im wachsenden Einfluss des Englischen, wo beides „edit“ heißt.

Wer den öffentlichen und den akademischen Diskurs vergleicht, stellt aber besorgt fest, dass es gar nicht immer die Wissenschaft ist, die Präzision, Verlässlichkeit, Wahrheit verteidigt, denn diese stehen mindestens in Konflikt mit sozialpolitischem Druck via Evaluationen und Finanzierung. Ökonomisch gesehen, wird die öffentliche Hand als Schutzmacht der Authentizität den Kürzeren ziehen, zumal das Geld (Editionen) spart und Teile der Politik mit dem angstgetriebenen Marktverhalten der Verlage ganz einverstanden sind. Wenn diese aus merkantilen Gründen, Gewinnstreben oder Boykottfurcht umschwenken und ihr Kulturgut preisgeben, das heißt – philologisch gesprochen – fälschen oder wegschließen, muss man über die Copyright-Frist von siebzig Jahren nachdenken, die nicht mehr das auktoriale Interesse nach dem Tod schützt, sondern den Schutz der Urtexte vereitelt, bis diese allenfalls nach einem Menschenalter auf private oder wissenschaftliche Initiative rekonstruiert werden können. Die Frage, ob eine Erika Fuchs oder ein Ian Fleming mit Änderungen einverstanden gewesen wären, aber auch die nach dem Urheberrecht verstorbener Künstler und Künstlerinnen greift zu kurz, wenn das Copyright den Eingriff schützt und nicht vor dem Eingriff.

So entsteht eine Zwei-Kulturen-Situation, in der es binnen sehr Kurzem vogelfrei-fluide, allgemein vermarktete Texte geben wird, die als einzige/maßgebliche Versionen gelten werden, wenn man das noch Version nennen kann und nicht eher ein textuelles Ungefahr, und andererseits irgendwo in Bibliotheksmagazinen, auf Forschungsplattformen, bestenfalls als Open-access-Ressourcen die historischen, ungereinigten Urtexte, auf die die Editionsphilologie noch immer unendliche Mühen und Kosten verwendet, denn auch dies gehört zum präsenten Status des Problemfeldes: Die enorme Dynamik der Digital Humanities erzeugt eben jetzt elaborierte, technisch vielversprechende Editionsprojekte, die mit innovativen Tools komplexe Textsituationen und multiple Varianten digital rekonstruieren und transparent machen, denn natürlich hat es Änderungen, willentliche, zufällige, zensurbedingte, schon immer gegeben.

Aber Zweck (und Lustgewinn) der Philologie ist es, das reale Chaos der Textwelt zu einem nachvollziehbaren Textgeschehen aufzuräumen – während es scheint, als würden die minoritären, aber mächtigen Marktkräfte dafür sorgen, dass die Verlage sich nun der Unordnung verschreiben. Langfristig ein fruchtbares Forschungsfeld, weil neue Varianten, neue Textdynamiken florieren werden. Doch vergessen wir nicht, dass die retrospektive Einsicht in Zensurvorgänge meist Emotionen der Peinlichkeit weckt, historische Fremdscham für Eingriffe, die man einmal für zeitgemäß hielt.

Die Prognose ist also nicht ermutigend, wenn selbst die Presse merkwürdig undeutlich bleibt: Ron Charles in der „Washington Post“ ist schon für Textverlässlichkeit, verteidigt aber behutsame Änderungen aus Sicht von Eltern (die einstmals selbst die Kontrolle ausübten), und Philip Pullman im „Guardian“ plädiert dafür, man möge einfach andere Bücher lesen. Noch besser wäre indes, neue Bücher zu schreiben, wenn einem die alten nicht passen, so funktioniert Literatur seit vielen Jahrhunderten. Wenn nun die Bond-Erben betonen, man bleibe „so nah wie möglich am Originaltext“, ist das gleich doppelter Unsinn, denn aus philologischer Warte bleibt jede Abweichung Fälschung, und aus „woker“ Sicht ist auch das Jetztgerade-noch-Akzeptable bald nicht mehr okay. Man muss schon sehr naiv sein, zu glauben, dass ein Disclaimer oder einzelne Retuschen ein ablehnendes Publikum besänftigen könnten.

In Wirklichkeit wird diese Spirale kein Ende nehmen. Alles Gemeinfreie, irgendwie Unzeitgemäße verschwindet, bis auf aktive Klassiker, die jedoch ins E-Book verdrängt werden, weil das tagesaktuelle Eliminieren von N-, Z-, I- oder M-Worten, je nach Streitlage, im Druck unzahlbar ist. Es wird kostenlose Schutzprojekte sowie bestenfalls seriöse Editionen geben, die aber außerhalb der Fachwissenschaft niemand mehr kauft oder kennt, Großverlage hingegen werden für die Masse, der sie systematische Informationen vorenthalten, geänderte, verharmloste, enthistorisierte Texte drucken – nämlich, bevor es ein anderer tut. Erst in der Fleming-Berichterstattung wurde klar, dass das Erlöschen eines Copyrights auch bedeutet: Niemand kann gehindert werden, einen Text fast unmerklich zu ändern und ihn mit fortschreitender Zeit, ohne je Titel oder auktoriale Zuschreibung zu tilgen, weiter zu verfälschen. Verlage, die sich dazu besten Gewissens hergeben, glauben jetzt nur, dass sie diese Verantwortung tragen können.

Achim Hölter lehrt Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Wien.